

Die Kieler Theologische Fakultät in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts

Von Ernst Dammann

Von 1923 bis 1930 studierte ich Theologie und Orientalistik, machte meine theologischen Examina, promovierte in Orientalistik und war Vikar in Kiel. Außerdem hatte ich von 1927 an einen Lehrauftrag für Hebräisch in der Theologischen Fakultät. Dadurch ergaben sich zu ihr manche Beziehungen, über die ich im folgenden berichten möchte.

Als ich im Sommersemester 1923 mit dem Studieren begann, waren wir 4 bis 6 Anfänger, die Gesamtzahl der Theologiestudenten betrug etwa 33 und hatte einen Tiefpunkt erreicht. Die Kriegsgeneration hatte ihr Studium beendet oder stand kurz vor dem Examen. Die Nachkriegsjahre litten unter dem wirtschaftlichen Niedergang und der zunächst schleichenden und zuletzt galoppierenden Inflation. Vielen Sparern zerrann das Ersparte, Beihilfen und Stipendien waren beschränkt, Einrichtungen wie Bafög wurden erst Jahrzehnte später geschaffen. Durch diese Notlage wurde mancher vom Studium abgehalten. Ein Erlebnis mag die Lage beleuchten. In meinem 2. Semester im November 1923 betrug die Studiengebühr meiner Erinnerung nach 700000 Goldmark. Wir standen vor der Quästur, um diese Summe zu bezahlen. Bevor wir alle abgefertigt waren, wurde die Quästur geschlossen. Als wir am nächsten Tag erschienen, war die Studiengebühr um einige Hunderttausend Mark erhöht worden, die wir natürlich nicht besaßen. Nach der Versicherung, daß wir am Vortag bereits angestanden hatten, um zu zahlen, wurde uns gestattet, für 700000 Mark zu studieren. Wie waren wir erleichtert, als einige Wochen später eine neue Währung geschaffen wurde. 1 Billion Goldmark wurde als 1 Rentenmark gerechnet. Wie habe ich die beiden ersten Rentenmarkscheine gehütet! Aber wie mußten wir noch in den folgenden Jahren sparsam mit dem Geld umgehen!

Es verwundert also nicht, daß wir 1923 eine so kleine Zahl von Studenten waren. Den etwa 33 Studenten standen 7 ordentliche Professoren, 1 Honorarprofessor und 4 Privatdozenten gegenüber. Der langjährige Extraordinarius für Kirchengeschichte Albert Eichhorn hatte krankheitshalber bereits sein Amt aufgegeben und war nach Braunschweig verzogen. Er ist einer der Väter der Religionsgeschichtlichen Schule, hatte aber, soweit ich sehe, in Kiel kaum

Spuren hinterlassen. In der Theologiegeschichte ist sein Name hinter denen von Gunkel oder Gressmann, der sich zu Eichhorns Zeit in Kiel habilitierte, zurückgetreten. Das außerordentlich günstige Verhältnis, daß auf einen Dozenten im Durchschnitt 3 Studenten kamen, machte es möglich, daß jeder Student zu seinem Lehrer ein persönliches Verhältnis gewinnen konnte.

Ich erwähnte bereits, daß in der Theologischen Fakultät damals sieben ordentliche Professoren tätig waren. Aber auch unter ihnen bestanden Unterschiede. Ordinarien im alten eigentlichen Sinn waren fünf, von denen je einer eins der üblichen fünf Fächer einer Theologischen Fakultät vertrat. Diese wurden nach einer längeren Dienstzeit zu Geheimen Konsistorialräten ernannt und mit dem Titel Geheimrat ehrfurchtsvoll angesprochen. Mit dem Wort Konsistorium wurde damals sowohl die Kirchenbehörde als auch die Gesamtheit der Professoren bezeichnet. Die beiden anderen Ordinarien waren eigentlich Extraordinarien, waren aber 1920 zu persönlichen Ordinarien ernannt worden. Generell wurden damals die planmäßigen außerordentlichen Professoren zu Ordinarien befördert, denen sie in jeder Weise rangmäßig gleichgestellt waren. Sie waren aber nur persönliche Ordinarien, gehalten blieben sie Extraordinarien, auch ihre Stelle blieb etatmäßig ein Extraordinariat, so daß bei einer Neubesetzung der Berufene nur persönlicher Ordinarius wurde. Außer diesen beamteten Professoren gab es Professoren, die nur diesen Titel führten, aber keine etatmäßige Stelle innehatten. Es waren also Titularprofessoren. Dieser Titel wurde habilitierten Privatdozenten verliehen, die bereits längere Zeit gelehrt, aber noch keinen Ruf erhalten hatten. Dazu gehörte z.B. Hermann Mulert, der die verschiedenen Stufen vom Privatdozenten über den Titularprofessor und Extraordinarius zum Ordinarius durchlaufen hat. Der Titel Professor wurde in der Zeit der Monarchie auch an andere, nicht im Universitätsdienst stehende Personen für besondere Verdienste verliehen. So erhielt der 1919 in Kiel verstorbene Professor Endemann, langjähriger Missionar der Berliner Mission in Südafrika, diesen Titel für seine verdienstvollen Arbeiten über die Sprache der Sotho in Südafrika. Schwierig wurde die Lage, nachdem durch die Weimarer Verfassung 1919 alle bloßen Titel abgeschafft worden waren. Damals behalf man sich mit der Bezeichnung nichtbeamteter außerordentlicher Professor. Man mag bezweifeln, ob diese Bezeichnung mit der Meinung der Weimarer Verfassung übereinstimmte. Heute bestehen m.W. keine verfassungsmäßigen Bedenken gegenüber der jetzt üblichen Bezeichnung außerplanmäßiger Professor, die einem Privatdozenten nach einigen Jahren zufriedenstellender Lehrtätigkeit verliehen wird. Honorarprofessor (früher Ordentlicher Honorarprofessor) ist eine Amtsbezeichnung für jemand, der bisweilen ohne Habilitation in einem nichtuniversitären Amt steht, dessen Kenntnisse und Fähigkeiten in der Lehre benutzt werden sollten. Dies war z.B. bei Amandus Weinreich der Fall, der im Hauptamt Klosterprediger und Direktor des Predigerseminars in Preetz war. In der Hamburger Theologischen Fakultät waren zeitweilig mehrere Hauptpastoren gleichzeitig Honorarprofessoren.

Den Abschluß des theologischen Studiums bildete in der Regel das 1. Theologische Examen, das in der Landeskirche abgelegt wurde. Im Herbst 1927 waren

wir 5 Kandidaten. Nachdem die große schriftliche Arbeit angenommen war, wurde der Prüfungstermin anberaumt. Dieser begann an einem Dienstag mit 4 Klausuren von je 2 Stunden und wurde am Mittwoch in derselben Weise fortgesetzt. Wir schrieben also an 2 Tagen insgesamt 8 Klausuren. Am Freitag und Sonnabend war die mündliche Prüfung, und am Montag mußte noch eine Katechese gehalten werden, die aber bei der Benotung nicht zählte. Der akademische Abschluß konnte mit dem Grade eines Licentiaten erreicht werden, dem in den anderen Fakultäten der Grad eines Dr. entsprach. Ursprünglich war der Licentiat ein akademischer Zwischengrad, der nach dem Baccalaureat die Lizenz für den akademischen Unterricht gab. Später war seine Bedeutung weit größer geworden. Im Unterschied zum Doktorexamen mußte sich der Bewerber nach dem Rigorosum noch der öffentlichen Disputation stellen, bei der 2 Opponenten auftraten und in der er eine Anzahl von ihm aufgestellter Thesen verteidigen mußte. So weit ich weiß, konnte man sich auch zu einer Doktorprüfung melden; ich habe aber nie davon gehört, daß von dieser Möglichkeit in Kiel Gebrauch gemacht wurde. Der Doktor der Theologie wurde de facto nur ehrenhalber verliehen und durch den Buchstaben D. gekennzeichnet. Wenn dieser Titel an jemand verliehen wurde, der schon Licentiat war, pflegte der D. theol. den Lic. theol. in der Titulatur zu verdrängen. Nur selten kam es vor, daß jemand beide Titel führte. Es mag dahingestellt bleiben, ob dahinter Ehrgeiz stand. Zwischen den Weltkriegen ersetzten einige Fakultäten u.a. Jena und Heidelberg den Lic. theol. durch den Dr. theol. Dies war verständlich, weil auch in akademischen Kreisen das Wissen um den Grad des Lic. geschwunden war. Nach 1945 schlossen sich die übrigen ev. Theologischen Fakultäten an. Die bisherigen Licentiaten konnten ihren Lic. in den Dr. theol. umtauschen. Es wäre zu wünschen, daß in der Schreibung der bewährte Unterschied zwischen D. als Ehrung verliehener und Dr. als durch Prüfung erworbener Doktor der Theologie unterschieden wird. Die Abschaffung des Lic. theol. hat den eigenartigen Brauch abgestellt, daß ein Privatdozent, der den Titel ein Lic. theol. führte, alsbald nach seiner Berufung zum Ordinarius den Titel eines D. theol. von seiner Heimatuniversität erhielt. Unerschwellig kam dadurch zum Ausdruck, daß der Licentiatengrad doch nicht für wertgleich mit dem D. theol. angesehen wurde. Diese Anschauung zeigte sich auch bisweilen bei einer Ehrenpromotion zum Lic. theol. So erhielt H.W. Schomerus den Lic. theol. 1913 von Kiel, 1923 den D. h.c. von Breslau. Der Grad eines Magisters der Theologie, wie überhaupt eines Magisters, war über den Zweiten Weltkrieg hinaus im akademischen Leben Deutschlands unbekannt.

In diese mir bis dahin fremde akademische Welt trat ich am 1. Mai 1923 ein. Dieser Tag war damals in Preußen noch ein wirklicher Tag der Arbeit. Die Vorlesungen fanden in der Universität gegenüber der Seeburg mit schönem Ausblick auf die Förde statt. Dort befand sich auch die Verwaltung. Leider wurde das Gebäude im Kriege zerstört und nicht wieder aufgebaut. Einführungsvorlesungen gab es damals noch nicht. Man stieg sofort in die Sache hinein. Meine erste Vorlesung war Kirchengeschichte des Mittelalters, die von Geheimrat Gerhard Ficker gehalten wurde. Wir waren etwa 4 Hörer, von denen ich für die letzten

etwa 6 Wochen allein übrig geblieben war. Der Geheimrat handelte aber nicht nach dem Spruch *Tres faciunt collegium*, sondern hielt seine Vorlesung für mich unentwegt weiter. Eine eigenartige Situation! Wenn Professor Ficker den Hörsaal betrat, begrüßte ich ihn nach damaliger Sitte mit Getrappel, er bestieg das Katheter und hielt seine Vorlesung. Bisweilen stellte er eine Frage, und es entwickelte sich eine Art von Kolloquium. Jedenfalls habe ich damals viel gelernt. Gerade diese Vorlesung umfaßte das Gebiet, das Ficker in dem kirchengeschichtlichen Handbuch von Preuschen- Krüger behandelt hat. Später habe ich bei ihm an einer Übung teilgenommen, in der Titel alter Handschriften gelesen wurden. Als Schleswig-Holsteiner habe ich auch seine Vorlesung über Kirchengeschichte Schleswig-Holsteins gehört. Ihm lag immer daran, ausgiebig auf die vorhandene Literatur hinzuweisen. Das dauerte in dem Publicum über Schleswig-Holstein fast bis zur Weihnachtspause. Ficker war auch der Leiter der Theologischen Seminarbibliothek, die sich in der Hospitalstraße befand. Hier waltete er seines Amtes ohne Sekretärin, höchstens unterstützt von einem studentischen Famulus. Ficker war Junggeselle und stets freundlich und hilfsbereit. Bei besonderen Veranstaltungen stiftete er eine Kiste der damals begehrten Zigarren.

In einem der nächsten Semester hörte ich den anderen Kirchenhistoriker Ernst Kohlmeyer. Er las nicht seine Vorlesung wie Ficker vom Blatt, sondern trug frei vor und benutzte auch reichlich die Wandtafel. Seine Darlegungen über die Reformation waren eine gute Ergänzung zu dem, was ich durch meinen Religionslehrer am Christianeum in Altona Professor Dr. H. Kuhlmann gelernt hatte. Kohlmeyer wurde zum Bedauern vieler Studenten 1926 nach Breslau berufen. Sein Nachfolger als persönlicher Ordinarius wurde der n.b.a.o. Professor Hermann Bauke aus Halle, im Hauptamt Pfarrer an der dortigen U.I. Frauenkirche. Er trat im Herbst 1927 schon als kranker Mann sein Amt an. Er war eine eigengeprägte Persönlichkeit, hatte Schwierigkeiten mit den Augen und nahm wohl deshalb seinen Hund mit in die Vorlesung. Er hatte einen Studenten als Famulus und war auch noch als Professor an dem Geschäft seines Vaters interessiert. Er starb noch während seines ersten Semesters in Kiel vier Tage, nachdem er von seiner früheren Universität Halle zum D. theol. ernannt worden war. Einige seiner Predigten wurden posthum veröffentlicht. Mir erzählte Jahrzehnte später Baukes Kollege in Halle O. Eißfeldt, daß der preußische Kultusminister Becker von Baukes angeschlagener Gesundheit gewußt, ihn aber trotzdem zum Professor in Kiel ernannt habe.

Nachfolger Baukes wurde 1928 für 3 Semester E. Barnikol aus Bonn, gleichzeitig Pfarrer in Wesseling. Er befaßte sich nicht nur mit Kirchengeschichte, sondern auch mit neutestamentlichen Fragen. Während Bauke politisch weit rechts stand, hatte Barnikol offenkundig Sympathien für die Republik. Dies sowie überkritische Anschauungen im Hinblick auf das Neue Testament brachten ihn in Gegensatz zu den meisten Studenten. Daher begrüßten wir es, als er bereits für das Wintersemester 1928/29 nach Halle berufen wurde. Dort stand er, wie ich ebenfalls später von Eißfeldt erfuhr, auf zwei konkurrierenden Vorschlags-

listen, jeweils an dritter Stelle. Diese Platzierung wertete das Kultusministerium als etwas Positives und erteilte ihm den Ruf.

Auf das erneut frei gewordene persönliche Ordinariat wurde 1929 Kurt Dietrich Schmidt aus Göttingen berufen. Er trat sein Amt in einer Zeit an, die durch die Weltwirtschaftskrise und die Zuspitzung der politischen Lage in Deutschland gekennzeichnet war. Die Deutschnationale Volkspartei spaltete sich in eine volkshervorhebende Gruppe, in den Christlichen Volksdienst und den um Hugenberg verbliebenen Rest, der die alte Parteilinie weiterverfolgte. Schmidt spielte eine aktive Rolle in dem Christlichen Volksdienst, die in dem Erlanger Neutestamentler und ehemals deutschnationalen Reichstagsabgeordneten Strathmann einen prominenten Führer hatte. Diese Tatsache sowie die Bedeutung, die Schmidt als Wissenschaftler dem Christentum in der Geschichte Deutschlands zuerkannte, machten ihn den nationalsozialistischen Machthabern suspekt. Sie entfernten ihn daher aus seinem Amt. Er wurde Lehrer für Kirchengeschichte an dem Missionsseminar in Hermannsburg. Bei der Gründung der Theologischen Fakultät Hamburg wurde er dorthin als erster Ordinarius für Kirchengeschichte berufen, ein Amt, das er 1954 antrat.

An Fickers Stelle, der 1929 emeritiert wurde, trat 1930 Karl Aner, der bereits eine vielgestaltete Laufbahn im Schul- und Kirchendienst hinter sich hatte und daneben in Halle habilitiert war. Er war unberührt von Gedanken und Anschauungen der damals ins akademische Lehramt tretenden Holl-Schüler. Man tut ihm wohl nicht unrecht, wenn man ihn als Rationalisten bezeichnet. Von ihm wurde der Ausspruch „Lessing der Heilige meines Herzens“ überliefert.

Das Alte Testament wurde seit 1922 von Wilhelm Caspari vertreten. Er war für den nach Berlin berufenen Geheimrat Sellin aus Breslau nach Kiel berufen worden und war hier der einzige Vertreter seines Faches, nachdem Anton Jirku, der Sellin von Wien über Rostock nach Kiel gefolgt und dort zuletzt als n.b.a.o. Professor wirkte, als Casparis Nachfolger nach Breslau berufen worden war. Wir waren eine winzige Schar, die im Sommersemester 1923 bei Caspari hörte. Einmal war ich sogar der einzige Hörer und wurde von ihm „Herr Studiosus“ angedeutet. Caspari war ein vielseitig gebildeter Professor, der seinen Dr. phil. in Musikwissenschaft erworben hatte. Leider war seine Sprache so eigengeprägt, daß man oft nicht wußte, was er meinte. Zu meinem Trost las ich einmal eine Rezension Sellins über eine Arbeit Casparis. Er lobte die Arbeit, fügte aber hinzu, daß man einiges mehrfach lesen müsse, um den Inhalt zu erfassen, manches bliebe aber dem Verständnis gänzlich verschlossen. Was sollte ich denn über Nichtverstehen klagen, wenn schon einem Mann wie Sellin das Verständnis abging! In der Exegese behandelte er den hebräischen Text über die Maße kritisch. Man konnte sich oft fragen, ob alle Konjekturen nötig waren. Einmal war ich so ärgerlich, daß ich in der Biblia Hebraica den Namen Jesaja anstrich und durch Caspari ersetzte. In der Reihe des Sellinschen Kommentarwerkes hatte er die Bearbeitung der Samuelisbücher übernommen. Charakteristisch ist der Titel seiner Arbeit: „Die Samuelisbücher mit Sacherklärungen versehen nach bearbeitetem Wortlaut übersetzt von D. Wilhelm Caspari“. Dies geht m. E. zu weit.

Es sollte der ursprüngliche Wortlaut übersetzt und erklärt werden. Abweichungen von diesem sollten nur dann gestattet sein, wenn handgreifliche Fehler im hebräischen Text vorliegen. Bisweilen war seine Ausdrucksweise so einprägsam, daß man sie lange im Gedächtnis behielt. So bezeichnete er Jesaja 40 als Chausseearbeiterlied. Ich erinnere mich auch noch der Zweiteilung einer Predigt in der Pauluskirche am Niemannweg:

Weisheit kam vom Menschensohn

Paulus nahm sein Teil davon.

Weisheit kommt vom Menschensohn

Deutscher, nimm dein Teil davon!

Dabei wurde das o in davon nach bayrischer Art eng (lang) gesprochen, so daß der Reim korrekt war. Manches war in Habitus und Sprache eigengeprägt, fast ans Skurrile grenzend. Wenn er z.B. zeitweise mit W. C. testierte, ergaben sich womöglich unappetitliche Assoziationen. Caspari war theologisch und politisch ein konservativer Mann. Als im Sommer 1923 während der Ernte ein Arbeiterstreik ausbrach, hatte er, wie auch andere Professoren, Verständnis dafür, daß wir Kiel verließen und auf Güter in Ernteeinsatz gingen. Als Kultusminister Becker eine Neuordnung der Fachschaften verfügte, die stärkeren demokratischen Inhalt hatte, waren größere Teile der Fachschaft wie auch Caspari Gegner dieser Neuerung. Bei einer Versammlung schloß er seine Rede mit drei Wörtern „Geist, Fachschaft, Sieg“. Die eine Seite der Anwesenden sollte diese Buchstaben von vorn, die andere von hinten rufen. Natürlich klappte das nicht. In der Eile hatte niemand von uns erfaßt, daß diese drei Wörter wie bei dem Wort „Anna“ von vorn und von hinten gleichlautend waren. Caspari war in der Handhabung von Buchstaben ein Meister, vielleicht half ihm die intensive Verschiebung hebräischer Buchstaben in biblischen Texten. Unserem Missionsstudienkreis stand er fördernd nahe.

Im Kirchenkampf bezog er eindeutig Stellung. Er unterstützte die Bekennende Kirche und wirkte bei deren „illegalen“ Prüfungen mit. Damit ignorierte er den Erlaß des Reichserziehungsministers, der den Theologischen Fakultäten untersagte in die kirchlichen Auseinandersetzungen einzugreifen. In einem persönlichen Schreiben legte er dem Minister seine ablehnende Haltung gegen die verordnete Beschränkung dar. Hinzu kamen interne Auseinandersetzungen in der Universität. Leider stellte sich der damalige Rektor, der Jurist G. Dahm, gegen Caspari. Dahm war ein Mitschüler von mir im Christianeum in Altona. Hochbegabt fühlte er sich vor allen Professor Dr. Radbruch verbunden, der in der Weimarer Zeit als Sozialdemokrat zweimal Reichsjustizminister war. Es ist mir unverständlich, daß ein geistig hochstehender Mann wie Dahm so eigenwillig mit dem Recht umging. Einzelheiten aus dieser und späterer Zeit mag man der Arbeit von R. Uhlig „Vertriebene Wissenschaftler der Christian-Albrechts Universität Kiel nach 1933“ entnehmen. In jener Zeit schrieb mir Caspari nach Ostafrika, wo ich damals beruflich tätig war, und bat mich um eine Art Bescheinigung über seine nationale Gesinnung während der Weimarer Zeit. Nach manchem Hin und Her wurde Caspari dann 1936 von seinen amtlichen Pflichten

entbunden. Er hatte sich schon vorher bemüht, in den bayrischen Pfarrdienst zu treten. Auch dort ergaben sich zunächst Schwierigkeiten, weil das Ministerium sich weigerte; Gründe für Casparis Zurruehesetzung anzugeben. Als die Kieler Theologische Fakultät nach dem Kriege neu konstituiert war, beschloß sie, Caspari in sein Amt zurückzurufen. Eine formale Restitutio scheiterte an juristischen Vorschriften. Es wurde aber die Möglichkeit geschaffen, daß er wieder lesen konnte. Darüber berichtete er mir in einem Brief in meine britische Gefangenschaft. Da das Unversitätsgebäude zerstört war, fanden die Vorlesungen auf einem Schiff statt. Caspari scheute trotz seines Alters die damals strapazösen Reisen zwischen Bayern und Kiel nicht. Auf einer Fahrt nach Kiel verunglückte er in Frankfurt und starb einsam in Kiel am 3. Februar 1947. Sein Leben entbehrt nicht einer gewissen Tragik.

Wenn ich es recht beurteile, war Casparis Wirkung auf die Studenten nicht groß. Die Ursache dafür lag wohl in seiner komplizierten Persönlichkeit und der damit verbundenen schwierigen Sprache. Um so mehr wirkte sein Einsatz für die Bekennende Kirche. Ich selber habe manchen Anlaß, mich seiner in Dankbarkeit zu erinnern. Ich fürchte, daß er mich zuweilen überschätzt hat. Eigens für mich gab er eine Einführung in das Assyrische, wobei die Grammatik von Friedrich Delitzsch gute Dienste leistete. Er hatte so viel Vertrauen zu mir, daß ich unmittelbar nach meinem 1. Theologischen Examen beauftragt wurde, hebräische Sprachkurse in der Fakultät abzuhalten, ohne daß ich die Fakultas hebräischen Unterricht zu erteilen erworben hatte. Er hätte es gerne gesehen, wenn ich mich wissenschaftlich mit dem Alten Testament näher beschäftigt und bei ihm promoviert hätte. Er hat es mir aber nie verübelt, daß ich zur Afrikanistik ging. Sein eigentlicher Schüler war V. Herrntrich, der sich auch bei ihm 1932 habilitierte und 1958 als Bischof von Hamburg starb.

Das Neue Testament wurde durch Julius Kögel vertreten. Er las im Sommersemester 1923 in der Hauptvorlesung über das Matthäusevangelium, wobei wir in der Regel 4 Hörer waren, unter ihnen der Astronom Dr. Kahlke, der später Pastor in Brokstedt wurde. Außerdem hielt er eine zweistündige Vorlesung über die Kindheitsgeschichte Jesu. Kögel war 1916 von Greifswald nach Kiel gekommen. Er war ein Schüler von H. Cremer, der in Greifswald mit Schlatter und anderen die sog. Greifswalder Schule bildete. Deren Vertreter sind als Biblizisten in die Theologiegeschichte eingegangen. Sie waren nicht nur tüchtige Wissenschaftler, sondern fühlten sich auch als Diener der Kirche und sahen es als ihre Aufgabe an, den jungen Theologen das nötige geistliche Rüstzeug mitzugeben. Kögels Vorlesungen und Übungen waren grundsolide, gewagte Hypothesen lagen ihm fern. Seine Vortragsart war nicht hinreißend, die Wirkung lag in seiner Persönlichkeit. Er veröffentlichte eine Anzahl neutestamentlicher Untersuchungen. In einem Heft über das Gleichnis vom ungerechten Haushalter bemühte er sich, einem falschen Verständnis über diese Person vorzubeugen. Sein bleibendes literarisches Verdienst ist, daß er nach dem Tod Cremers die Sorge für dessen Biblisch Theologisches Wörterbuch übernahm, das er nach gründlicher Bearbeitung neu heraus gab. Er sammelte auch danach bis zu seinem Tode

unermüdlich Material für eine weitere Bearbeitung. Der Cremer-Kögel war ein gutes Nachschlagewerk, nicht zuletzt für die Erfassung eines Predigttextes. Später haben G. Kittel und G. Friedrich das an sich schon umfangreiche Buch zu dem zehnbändigen Monumentalwerk ausgeweitet.

Ich habe oben bereits gesagt, daß Kögels Persönlichkeit besonderer Art war. Dies lag zunächst an seiner äußeren Erscheinung. Er litt an einer Versteifung beider Kniegelenke und konnte nur winzige Schritte an zwei Stöcken machen. Wenn er sich auf einem Stuhl niederließ, sah es gefährlich aus. Wenn er zur Universität mit der Straßenbahn fuhr, wurde er an der Haltestelle bei der Universität von einem Studenten in Empfang genommen, der ihn beim Besteigen von Treppen half. Er war ein Sohn des Oberhofpredigers Kögel und in jeder Beziehung von preußischem Ethos geprägt. Ich habe es nicht ein einzelnes Mal erlebt, daß er zu irgendeiner Veranstaltung zu spät gekommen wäre. Seine Frau sagte mir einmal, wenn es morgens einmal zu spät würde, dann fiel das Frühstück zugunsten der Andacht aus. Er war von rührender Fürsorge für die Studenten erfüllt. Ich war mit einigen anderen Studenten jahrelang regelmäßig einmal in der Woche Gast zum Mittagessen. Wer die Kögelsche Wohnung in dem herrschaftlichen Haus am Niemannsweg 61, das dem Soziologen Professor Tönnies gehörte, betrat, spürte sofort die hohe Geisteskultur, die sich mit großer Herzlichkeit verband. Diese Atmosphäre wurde besonders von Kögels Frau Dörte, geb. v. Nathusius geschaffen. Sie war die Enkelin von Philipp v. Nathusius, dem Gründer der Anstalten in Neinstedt am Harz, und dessen Ehefrau Marie Nathusius, der bekannten Schriftstellerin im 19. Jahrhundert. Anlässlich ihres Todes Weihnachten 1857 dichtete ihre Freundin, Eleonore Fürstin Reuß das Lied „Das Jahr geht still zu Ende“, das auch jetzt noch gern gesungen wird. Dörte Kögel hatte von ihrer Großmutter das schriftstellerische Talent geerbt, das sie in verschiedener Weise betätigt hat. Theologisch interessant ist vielleicht ihre Dichtung über den früheren Zeitgenossen Ansgars, den Erzbischof Ebo von Reims.

Die Geselligkeit im Hause Kögel war groß. Man traf dort Angehörige der Universität, der Kirche, der Mission und des Wingolf, dem Kögel angehörte.

Es ist erstaunlich, auf wieviel Gebieten sich Kögel trotz seiner körperlichen Beschwerden betätigte. Sein literarisches Interesse zeigte sich darin, daß er jahrelang die Neue Christoterpe herausgab. Der Mitherausgeber war Adolf Bartels, der manchem als zu weit rechtsstehend gegolten haben dürfte. Mitarbeit in kirchlichen Gremien war ihm eine Selbstverständlichkeit. Die Fakultät wählte ihn als Vertreter in die erste ordentliche Landessynode 1924. In dieser wurde er dann zum nebenamtlichen Konsistorialrat im Landeskirchenamt gewählt, ein Amt, das mit regelmäßigen Sitzungen verbunden ist. In den zwanziger Jahren war die wirtschaftliche Lage vieler Studenten schlecht. Die Inflation hatte die Ersparnisse aufgelöst, die viele Familien angelegt hatten, um das Studium ihrer Kinder zu finanzieren. So wurde auf Kögels Initiative ein Studentenheim gegründet, das seinen Sitz im 4. Stock des Hauses in der Feldstraße hatte, in dessen Erdgeschoß sich die Gaststätte zum Deutschen Eck befand. Ephorus war Kögel, Vorsitzender des Trägervereins der Präsident des Landeskirchenamts D. theol.

Müller. Der Senior war ein älterer Student, später lag dieses Amt in meinen Händen, auch, als ich Lehrvikar an der Pauluskirche war. Neben der Morgenandacht hatten wir kursorische Lektüre eines Bibeltextes, natürlich in der Grundsprache. Mehrfach im Semester fand ein Abend statt, zu dem Kögel mühsam die Treppen erstieg. Nach Kögels Tod wurde das Heim Julius-Kögel-Heim genannt, aber offiziell ist m.W. dieser Name nicht mehr in Gebrauch. Zeitweilig war Kögel auch Vorsitzender der Stadtmission, die in dem im Kriege zerstörten Lutherhaus ihren geistlichen Mittelpunkt hatte. An jedem Sonnabend fand dort abends ein Gottesdienst statt. Ich erinnere mich noch, wie Kögel Pastor Rössing als Leiter einführte, der vorher in Indien, nach dem Ersten Weltkrieg in China für die Breklumer Mission gearbeitet hatte. Er war Kögel zeitlebens sehr verbunden. Die Stadtmission betreute damals eine Anzahl sozialer Arbeiten. Kögel war sicherlich der geeignete Mann, um die Stadtmission vor einem ausschließlich sozialen Engagement zu bewahren. Aber nicht weniger war Kögel an der äußeren Mission interessiert. Unser akademischer Missionskreis fand seine volle Unterstützung, und vortragende auswärtige Gäste fanden wie selbstverständlich Unterkunft im Kögelschen Hause. Schließlich sei auch ein kleiner Kreis aus der Bündischen Jugend erwähnt, der ihn interessierte. Es war die „Nordmarkjugend“ des Lehrers Hubert Koch in Etz bei Pinneberg. Diese Bewegung hatte eine kleine Gruppe in Kiel. Sie und Kögel nahmen sogar einmal zusammen mit Ficker und Caspari an einem Bundestag auf Hallig Langeneß teil. Daß für ihn der sonntägliche Kirchenbesuch selbstverständlich war, braucht nicht besonders erwähnt zu werden. Sein parochus, Konsistorialrat K. Nielsen, war ihm wohl zu liberal. Er hielt sich an Propst Schmidt von St. Nikolai. Dieser war ein solider lutherischer Theologe, hatte früher das Predigerseminar für die dänisch predigenden Pastoren in Nordschleswig geleitet und wußte wohl auch die Erweckungsbewegung, die sog. „indre mission“ in jener Gegend als geistliche Kraft zu schätzen.

Kögel starb am 7. November 1928. Ein Hausgenosse setzte die schwarz-weißrote Fahne auf Halbmast. Die Trauerfeier vereinigte Kirche, Universität und Studentenschaft mit Chargierten zu einer großen Trauergemeinde. Rössing empfand diese Stunde als einen Abschied von der alten konservativen Zeit. Die Beisetzung fand in Neinstedt statt, wo sich das Ehepaar Kögel in dem alten Nathusiuschen Gutsпарк kurz zuvor seinen Alterssitz gebaut hatte. Manche von uns haben wirklich getrauert. Er war einer der Professoren, die versucht haben, durch ihre Exegese den künftigen Pastoren das Wort Gottes nahezubringen. So kam Propst Thies in Glückstadt, später in Elmshorn, der sich um die plattdeutsche Sprache in unserer Kirche hohe Verdienste erworben hat, wohl jedes Mal, wenn wir einander trafen, auf Kögel zu sprechen, dessen Theologie er so viel verdankte. Dabei konnte ich das Gesagte nur bestätigen.

Kögels Witwe kümmerte sich alsbald um die Zukunft des Theologischen Wörterbuches. Sie bat Kittel, der damals in Tübingen wirkte, nach Kiel zu kommen und übergab ihm das von ihrem Mann gesammelte Material. Dann verzog sie in ihre großelterliche Heimat nach Neinstedt und begann, sich intensiv mit der

äußeren Mission zu befassen. 1930 machte sie eine Reise nach Ostafrika in das damalige Tanganyika Territory und berichtete darüber in ihrem „Ostafrikanischen Skizzenbuch“. Bald darauf ging sie im Auftrag der Berliner Mission nach Südafrika, wo sie vor allem im Vandaland Frauenarbeit betrieb.

Kögels Tod hinterließ in der neutestamentlichen Lehre eine empfindliche Lücke. Sie wurde ein wenig ausgefüllt von Roland Schütz, der sich bei Kögel habilitiert hatte und n.b.a.o. Professor war. Im Hauptamt war er im Schuldienst tätig und wurde 1926 Professor für Religionspädagogik an der neugegründeten pädagogischen Akademie in Kiel. In dieser Eigenschaft wurde er 1932 in den einstweiligen Ruhestand versetzt. Für das Sommersemester 1928 wurde Otto Bauernfeind, n.b.a.o. Professor in Greifswald, mit der Vertretung beauftragt. Er gehörte zur Greifswalder Schule und war auch lebhaft in der kirchlichen Arbeit engagiert. Er wäre sicherlich ein geeigneter Nachfolger Kögels geworden. Nicht minder gut wäre es gewesen, wenn Friedrich Büchsel in Rostock, für den ein Teil der Fakultät eintrat, in die Nachfolge berufen wäre. Aber die Mehrheit entschied sich für Hans Windisch, der damals in Leiden Neutestamentler war. An seiner wissenschaftlichen Qualifikation war nicht zu zweifeln, aber die Breite der Kögelschen Tätigkeit, besonders im kirchlichen Bereich, war ihm nicht gegeben. Nach einigen Jahren wurde er nach Halle berufen, wo er kurz darauf starb.

Die Systematische Theologie wurde durch zwei Ordinarien vertreten. Als Erich Schaedler 1917 nach Breslau berufen wurde, bedeutete dies sowohl für die Fakultät als auch für die Kirche einen Verlust. Wie sein Buch „Theozentrische Theologie“ schon im Titel zeigt, hat die Theologie als Ausgang und als Mittelpunkt Gott. Als Nachfolger wünschte man sich vielerorts einen Mann, der ähnlich ausgerichtet war. Es war, wie mir einmal Landeskirchenamtspräsident Müller, der auch das Amt des Universitätskurators versah, Rudolf Otto im Gespräch. Es wurde aber Hermann Mandel berufen. Dieser hatte sich in Greifswald habilitiert und galt anscheinend als Anhänger der Greifswalder Schule, die bibelkonform war und deren Mitglieder den Kirchenleitungen hochwillkommen waren. Dazu stimmte der geistliche Hintergrund Mandels. Sein Vater war Leiter eines großen Kinderheims in Neukirchen bei Mors, einem Zentrum pietistischer Aktivitäten reformierten Gepräges. Noch heute trägt ein Haus den Namen nach Hermann Mandels Vater. Der Sohn war in jungen Jahren an die konservative Fakultät in Rostock berufen worden und trat 1918 seine Stelle in Kiel an. Mir erzählte einmal ein Pastor, daß die Flensburger Diakonissen, die durch ihren Rektor Carl Matthiessen theologisch gut geschult waren, über diese Berufung sehr erfreut waren. Leider hielt Mandel nicht das, was seine frühen Publikationen versprochen. Er entwickelte in Kiel ein eigenes theologisches System, das er als Wirklichkeitsreligion bezeichnete. Vereinfacht kann man sagen, daß er von einer Gegebenheit ausging, die zu einer Aufgegebenheit führen sollte. Dadurch wurden Dogmatik und Ethik gleichsam säkularisiert. Ich selber habe eine seiner großen Vorlesungen gehört. Darin zeichnete er sein religiöses System an die Wandtafel, wo jedem religiösen Glauben sein Platz angewiesen wurde. Es war eine religionsphilosophische Demonstration, aber nicht eine für einen Theologen nützlich.

che dogmatische oder ethische Vorlesung. So erhob sich gegen Mandel eine starke Kritik von kirchlicher Seite, und man hielt Ausschau nach Abhilfe. Wenn ich mich nicht irre, wurde er um 1930 nicht mehr als Prüfer zum kirchlichen 1. Theologischen Examen herangezogen. Es wurde daher begrüßt, daß sich 1933 Hans Engelland, ein geborener Schleswig-Holsteiner, von Tübingen nach Kiel umhabilitierte und hier Systematische Theologie lehrte. Mandel entfernte sich immer mehr von der Theologie und übernahm 1935 in der Philosophischen Fakultät eine Professur, deren Inhalt mir einmal mit „Rassenseelenkunde“ angegeben wurde. Er verscrieb sich so sehr seiner neuen Position, daß er seinen bisherigen theologischen Kollegen nicht gerecht wurde. Theologische Differenzen, u.a. mit Engelland interpretierte Mandel politisch und gefährdete dadurch die Position seiner wissenschaftlichen Gegner. Caspari beantragte deswegen 1935 ein Disziplinarverfahren gegen Mandel wegen übler Nachrede. Rektor Dahm lehnte aber ab, gegen Mandel vorzugehen. Es ist erschütternd, diese geistliche Wandlung Mandels zu verfolgen. Man könnte die Frage stellen, ob die Neukirchener Frömmigkeit mit ihrer Reserve gegen eine lutherische Theologie und einer Befürwortung der persönlichen und subjektiven Glaubenshaltung den Weg zu einer solchen Wandlung erleichterte. Mandels Frau, die Tochter des Neukirchner Missionsinspektors Stursberg, der 1909 während einer Inspektionsreise auf Java starb, blieb m.W. ihrer Neukirchner Frömmigkeit verbunden. Eine Tochter studierte Theologie, wurde Pastorin und Oberin der Diakonissenanstalt in Flensburg.

Der andere Vertreter der Systematischen Theologie war Hermann Mulert, der sich 1907 in Kiel habilitiert hatte, aus beruflichen Gründen zwischendurch in Halle und Berlin als Privatdozent wirkte und schließlich nach Kiel zurückkehrte, wo er die Stationen bis zum Ordinarius durchlief. Theologisch und politisch war er liberal und stand Baumgarten besonders nahe. Er verleugnete seine Gesinnung nicht, war aber keine kämpferische Natur wie Baumgarten. Meiner Herkunft nach war mir jede Art von Liberalismus suspekt, und ich sah in dessen Vertretern von vornherein Gegner. An Mulert erlebte ich dann einen toleranten, gütigen stets auf das Positive ausgerichteten Menschen. Unterstützt wurde er durch seine Gattin, eine schlichte arbeitsame Frau, die sehr sozial eingestellt war. Da Mulerts keine eigenen Kinder besaßen, hatten sie zwei Kinder angenommen. In Mulert lernte ich einen Liberalen kennen, der fromm war, was man nicht von jedem Liberalen behaupten konnte und kann. Er hielt sich zu dem Hauptvertreter des Liberalismus unter den Kieler Pastoren. Dies war Pastor Jansen von der Ansgarkirche, der sogar den theologischen Ehrendoktor zugleich mit dem hochkonservativen Missionsdirektor Bracker in Breklum erhielt. Mulerts Vorlesungen waren nicht hinreißend, vermittelten aber ein theologisches Wissen und unterschieden sich erheblich von Mandels Wirklichkeitsreligion. Er war ein eifriger Sammler von Stoff, was auch seinen Publikationen zugute kam. So lag es nahe, daß er von Rade die Redaktion der Christlichen Welt übernahm, die dann wie viele Zeitschriften ein Opfer des Dritten Reiches wurde. Nicht überall bekannt ist, daß Mulert der Verfasser des Buches „Der vergnügte Theologe“ ist, das er unter dem Pseudonym Euthymius Haas veröffentlichte.

Ich selbst trat zu Mulert in nähere Verbindung, als er nach Kögels Tod Ephorus des Theologenheims wurde und damit mein Vorgesetzter. Ich kann mich an keine Differenz erinnern, die jemals zwischen uns bestanden hätte. In jener Zeit hatten wir ein Erlebnis für seine Toleranz und Güte. Es war ein Buch über Mussolini unter dem Titel „Der Schmied Roms“ erschienen, das auf mich und andere großen Eindruck machte. In den unerfreulichen wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen der endzwanziger Jahre sehnten wir uns nach einem starken Mann. Mussolini schien in seinen ersten Amtsjahren entsprechende Qualitäten zu besitzen. Dieses Buch schenkten wir Mulert zu Weihnachten oder zu seinem Geburtstag. Und er nahm es an. Nachträglich denke ich, daß es von uns verkehrt war und Mulert es als eine Provokation hätte auffassen können. Aber nichts geschah. Da zeigte sich der Liberalismus von der guten Seite, was ich erst später erkannte. Zu Mussolini sei bemerkt, daß sein Friedensschluß mit der Katholischen Kirche und seine Schaffung und Anerkennung des Vatikans als eines souveränen Staates weithin als kluge politische Tat gewertet wurde. Auf mich machte es auch Eindruck, als ich 1933 in Italien eine Briefmarke mit der Aufschrift credere kennen lernte. Meine damalige theologische Interpretation von credere entsprach, wie ich heute sehe, wohl nicht der des Faschismus.

Mulert hat in den ersten Jahren nationalsozialistischer Herrschaft mutig und unbeirrt in Wort und Schrift seine Haltung vertreten. Männer dieser Art waren nicht erwünscht, und es ist daher nicht verwunderlich, daß die braunen Machthaber ihn 1935 emeritierten. Mir hat Mulert geholfen, mein bis dahin negatives Bild eines Liberalen erheblich zu ändern.

Zu den Systematikern gehörte auch Wilhelm Bruhn. Ursprünglich Pastor in St. Annen (Dithmarschen), war er in höherem Schuldienst in Züllichau, Berlin und Kiel tätig. Hier habilitierte er sich 1919, wobei das Hauptgewicht seiner Arbeit auf Religionspsychologie und Religionsphilosophie lag. Er las meiner Erinnerung nach nur eine Wochenstunde und übte daher kaum Einfluß auf Studenten aus. Wie Schütz erhielt er eine Professur an der Pädagogischen Akademie in Kiel. Als er 1929 Direktor der Pädagogischen Akademie Erfurt geworden war, wurde er zum Honorarprofessor in Kiel ernannt. Bereits 1932 wurde er in Erfurt in den Wartestand versetzt. Ich kann mir vorstellen, daß seine Haltung und Erscheinung nicht dem nationalsozialistischen Ideal eines Lehrerbildners entsprach. Theologisch gehörte er zu den Liberalen.

Der Systematiker H. Engelland war zwar nicht bereits in den zwanziger Jahren in Kiel tätig, die Gründe für seine Arbeit an der Landesuniversität beruhten aber auf der Notlage, in der sich die Systematische Theologie vorher befand. Kirche und Teile der Fakultät waren unglücklich über Mandels „Wirklichkeitsreligion“, in der kein Raum für Dogmatik und Ethik gemäß biblischer Lehre war. Schließlich fand man in Engelland, der sich als Schüler von Karl Heim in Tübingen habilitiert hatte, eine geeignete Persönlichkeit. Da keine Planstelle frei war, konnte sich Engelland nur nach Kiel umhabilitieren, was 1933 geschah. Schon bald wurden Anschuldigungen von nationalsozialistischer Seite gegen ihn erhoben, an denen sich leider auch Mandel beteiligte. Ich erwähnte bereits, daß

Caspari den Mut hatte, beim Rektor ein Disziplinarverfahren gegen Mandel zu beantragen, aber keinen Erfolg damit hatte. Engelland wurde 1935 die Lehrbefugnis entzogen, und er führte seitdem ein bewegtes Leben, teils im kirchlichen, teils im akademischen Amt. Er arbeitete zunächst in der Apologetischen Zentrale in Berlin, nach deren Verbot übernahm er die Leitung des Diakonissenhauses in Oldenburg. Bei Gründung der Kirchlichen Hochschule in Hamburg wurde er 1949 an diese als Systematiker berufen. Nachdem die Theologische Fakultät in Hamburg errichtet worden war, lehrte er an ihr systematische Theologie. Sein Kollege war Thielicke, dessen Publizität der stille und bescheidene Engelland nicht erreichte. Für kurze Zeit wurde er dann Hauptpastor an der Hauptkirche St. Jacobi in Hamburg und ging 1963 als Ordinarius nach Kiel, was wohl seinem heimlichen Wunsch entsprach. Ich lernte Engelland bereits während unseres Studiums in Berlin 1925/26 kennen, und wir waren in Hamburg Kollegen, als ich dort nebenamtlich Altes Testament dozierte. Er war ein solider Wissenschaftler und ein schlichter, frommer Christ. Ich wünschte, daß jeder im Lehramt stehende Theologe seine Liebe und seine Mitarbeit der Kirche so zur Verfügung stellen möge, wie es Hans Engelland getan hat.

Die Praktische Theologie lag seit 1894 in den Händen von Otto Baumgarten. Da man Vorlesungen in diesem Fach damals erst am Ende des Studiums belegte, habe ich Baumgartens Vorlesungen nicht mehr gehört und ihn auch persönlich nicht kennengelernt. Als er 1923 aber eine einstündige Vorlesung über Schillers Religiosität hielt, habe ich diese belegt. Sie war gut besucht, auch von interessierten Hörern aus der Stadt. Baumgarten war jahrzehntelang der bekannteste Theologe der Kieler Fakultät nicht nur in Schleswig-Holstein, sondern weit darüber hinaus. Sein Wirken war aber nicht unumstritten, und daher schwankt sein Bild in der Geschichte. Grundsätzlich kann man wohl sagen, daß seine große Zeit in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg war.

Es wäre anmaßend, wenn ich hier in erforderlicher Kürze etwas über Leben und Wirken Baumgartens sagen würde. Ich sehe es nur als meine Aufgabe an, verständlich zu machen, wie wir Studenten des 3. Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts eine Person wie Baumgarten betrachteten. Dabei mag es nützlich sein, einen Unterschied zwischen dem Theologen und dem Politiker zu machen.

So weit man wie ich aus dem Kreis einer lebendigen Gemeinde kam, hatte man schon vor dem Abitur den Namen Baumgarten gehört. Mein Konfirmator, der spätere Direktor der Breklumer Mission, Peter Piening stand natürlich in Distanz zu ihm. Man bemängelte bei Baumgarten dessen kritische Theologie, die dem Geschichte gewordenen Heilstatsachen nicht gerecht wurde. Man fürchtete, daß man durch Baumgarten an wesentlichen Teilen des christlichen Glaubens irre werden könne. Der Zeitgeist schien bei den damaligen Liberalen über den Heiligen Geist im Sinne des 3. Artikels gestellt zu sein. Mehrfach wurde daher die Forderung erhoben oder der Wunsch geäußert, daß die Vertretung der Praktischen Theologie in andere Hände gelegt werden möge. Und bei einzelnen Pastoren war es ein seelsorgerisches Anliegen, junge Theologen auf Glaubensschwierigkeiten hinzuweisen, die sich durch Befolgen der Theologie

Baumgartens ergeben könnten. Hinzu kam die politische Einstellung Baumgartens. Die ersten Studenten nach 1918 gehörten weithin der Frontgeneration an und litten an dem Ausgang des Krieges und seinen Folgen. Sie empfand es als bitter, daß der Vertrag von Versailles nicht das Ergebnis von Verhandlungen, sondern ein Diktat war. Weithin war auch der Verlust der Monarchie noch nicht überwunden. So war man suspekt gegen Personen, die sich, wie Baumgarten, zur Demokratie bekannten. Die Deutsche Demokratische Partei, der sich Baumgarten angeschlossen hatte, schien auf zu viele alte Werte zu verzichten und bezog auch keine genügend starke Stellung zu den christlichen Kirchen. Daher ergab sich bei vielen eine Aversion gegen Baumgarten als Politiker. So lehnte ihn z.B. die Studentenschaft als Redner bei einer Gedenkfeier für die Gefallenen ab, und Kögel wurde an Baumgartens Stelle um diesen Dienst gebeten. Unverständlich war m.E., daß sich Baumgarten vor der Reichspräsidentenwahl 1925 auf einer Wahlversammlung in Altona, die an einem Sonntagmorgen um 10 Uhr stattfand, für Marx, also gegen Hindenburg einsetzte. Dies führte zu einem „Fall Baumgarten“, der viel diskutiert wurde. Selbstverständlich war es Baumgarten unbenommen, Marx zu wählen, obwohl es damals in Schleswig-Holstein als in einem überwiegend evangelischen Land von dem Vertreter der Praktischen Theologie weithin erwartet wurde, daß er sich für einen evangelischen Kandidaten entschied. Zum mindesten hätte sich Baumgarten in der Öffentlichkeit zurückhalten sollen. Als skandalös wurde aber weithin empfunden, daß er sich redend an einer Wahlversammlung beteiligte, die während der Zeit des Hauptgottesdienstes stattfand. Ich habe es daher verstanden und begrüßt, daß sich das Landeskirchenamt gegen dieses Verhalten eines Theologieprofessors erklärte.

Man könnte noch manche andere Stellungnahmen und Handlungen Baumgartens anführen, welche kirchlich und politisch konservative Studenten zum Widerspruch gegen Baumgarten veranlaßten.

Rückblickend möchte ich sagen, daß Baumgarten für die Liberalen, besonders vor dem Ersten Weltkrieg, viel bedeutet hat. Seine soziale Gesinnung und sein daraus resultierendes Engagement wird von vielen anerkannt. Ob er aber für die künftigen Theologen einer lutherischen Kirche der wünschenswerte Ausbilder in der Praktischen Theologie war, ist eine andere Frage. Es wäre manche Schwierigkeit vermieden worden, wenn der preußische Kultusminister 1894 auf die Bitte des damaligen holsteinischen Generalsuperintendenten Ruperti gehört hätte, einen Professor zu ernennen, der konform mit der Landeskirche die Studenten in ihre künftige Aufgabe als Pastoren einzuführen gewillt war.

In der Fakultät war in den ersten Jahren Baumgartens lediglich der Alttestamentler A. Klostermann ein sog. „positiver“ Theologe. Zu meiner Studienzeit waren die Liberalen in der Minderheit. Außer Mulert stimmte wahrscheinlich Mandel meistens mit Baumgarten, während Kögel, Caspari, Kohlmeyer und Ficker, letzterer schon wegen seiner politisch extrem rechten Einstellung, meistens die konservative Haltung vertraten.

Die kirchlichen Belange wurden schließlich dadurch berücksichtigt, daß 1902 sich der damalige Klosterprediger und Direktor des Predigerseminars in Preetz

Franz Rendtorff für Praktische Theologie habilitierte, noch in demselben Jahr den Titel Professor erhielt und später zum Honorarprofessor ernannt wurde. Er ging 1910 als Ordinarius nach Leipzig. Sein Nachfolger in Preetz Amandus Weinreich machte eine ähnliche Karriere und wirkte als Honorarprofessor weiter, als er nach Sterup in Angeln als Pastor übersiedelte. Rendtorff und Weinreich waren also das, was man in unschönem Gebrauch Strafprofessoren nennt. Es handelt sich dabei nicht etwa um strafversetzte Professoren, sondern um solche, die eine zu einseitig ausgerichtete Fakultät gleichsam „strafen“ sollten. Bekannte Beispiele für Strafprofessoren waren Schlatter, der von Greifswald nach Berlin ging, um ein Gegengewicht gegen Harnack zu schaffen, und Bornhäuser, der von Greifswald nach Marburg versetzt wurde, wo die Fakultät durchgängig liberal war. Als Baumgarten 1926 emeritiert wurde, berief der preußische Kultusminister Heinrich Rendtorff als Ordinarius nach Kiel. Baumgarten war enttäuscht, daß sein Parteifreund Becker diese Wahl getroffen hatte. Vielleicht hatte Becker, früher als Orientalist Professor in Hamburg und Bonn, gehofft, daß ähnlich wie Stählin in Münster, so Rendtorff in Kiel neues Leben in die Kieler Fakultät und darüber hinaus in die Öffentlichkeit bringen würde. Inzwischen war die Zahl der Theologiestudenten in Kiel beträchtlich gestiegen. Ich nahm an Rendtorffs erster Hauptvorlesung im Sommer 1926 über Homiletik teil, später mehrfach an seinen Seminaren und Predigtübungen. Förderlich waren für die Bibelauslegung seine praktischen Exegesen, wovon seine Auslegung des 1. Petrusbriefs damals gedruckt wurde. In diesen Auslegungen geht es nicht um die vielen Fragen der Einleitung und der Textgeschichte, sondern um den Inhalt, wie ihn ein Pastor für seine Arbeit oder ein Laie für seine Schriffterfassung braucht. Alles war klar, anschaulich und interessant. Kirchlicherseits war man über die Berufung erfreut. Rendtorff war Schleswig-Holsteiner, kannte Land und Leute, hatte seine geistliche Tätigkeit in Hamwarde und Worth in Lauenburg begonnen, war dann Volksmissionar gewesen und schließlich als Weinreichs Nachfolger kurze Zeit Klosterprediger und Seminardirektor in Preetz. So konnte er uns gut auf das praktische Amt vorbereiten. Auch als Professor setzte er seine Arbeit in der Volksmission fort. Einmal schickte er mich, als ich noch Vikar war, zu Volksmissionsvorträgen in eine Landgemeinde. Er fuhr mit uns nach Kropp, um die dortigen Anstalten zu besichtigen, aber auch nach Rendsburg, um das dortige Zuchthaus kennen zu lernen. Er war ein nationalgesinnter Mann und hatte einst mit den Söhnen von Prinz Heinrich in Kiel privaten Gymnasialunterricht gehabt. Beim Tode von Prinz Heinrich hielt er die Trauerfeier. Man sagt nicht zuviel, wenn man mit ihm eine neue Ära in der Fakultät beginnen läßt. Als er 1930 Kiel verließ, um Bischof von Mecklenburg zu werden, hinterließ sein Fortgang eine empfindliche Lücke. Nach einigen Jahren verlor Rendtorff in Auseinandersetzungen mit dem Nationalsozialismus sein Amt und wurde Pastor in Stettin. Nach dem Zusammenbruch ging er nach Kiel und übernahm seine alte Professur, lehrte aber auch Neues Testament. Mit ihm wurde endlich wieder ein Theologe Rektor.

Rendtorffs Nachfolger wurde 1931 Walter Bülck, der sich 1921 für Praktische Theologie habilitiert hatte und 1927 n.b.a.o. Professor geworden war. Seine akademische Tätigkeit übte er zunächst als Pastor von Kellinghusen, später von Laboe aus. Er geriet schon früh als Schüler Baumgartens in Auseinandersetzungen mit den Nationalsozialisten, die 1935 mit seiner Versetzung nach Greiswald endeten. Kurz vor Kriegsende kam er nach Hamburg und erhielt dort einen Lehrauftrag für Religionspädagogik. Im Hauptamt wurde er Pastor an der Friedenskirche in Altona und starb 1952. Er besaß in Schleswig-Holstein bei weitem nicht den Einfluß, den Rendtorff ausübte. Das ergab sich durch seine liberale Haltung, die ihn von den durch konservative Gesinnung geprägten Gemeinden und Institutionen trennte.

Schließlich gehörte Theodor (Tetje) Voß zu den Praktischen Theologen. Er stand bereits in mittleren Jahren, als er, Pastor an der Vicelinkirche in Kiel, 1922 einen Lehrauftrag für Hymnologie, Kirchenmusik und Liturgische Übungen erhielt. Dieses Gebiet lag dem damaligen Ordinarius Baumgarten offenbar fern. Im Jahre 1927 habilitierte sich Voß für diese Fächer, und 1931 wurde seine *venia legendi* auf die gesamte Praktische Theologie ausgedehnt. In den folgenden turbulenten Jahren bildete Voß eine Art ruhenden Pol.

Für Religionsgeschichte gab es keine etatmäßige Stelle. Gleichwohl war sie jahrelang durch H. W. Schomerus vertreten. Er war nach seinem Dienst als Leipziger Missionar in Indien Pastor in Rendsburg geworden. Als solcher erhielt er 1918 einen Lehrauftrag für Religions- und Missionsgeschichte. Er habilitierte sich, wurde n.b.a.o.-Professor und schließlich 1926 Ordinarius für Missionswissenschaft in Halle. Sein Spezialgebiet war naturgemäß Indien. Er hat eingehende Studien über den Hinduismus veröffentlicht und war gleichzeitig ein Kenner der tamilischen Literatur. Seine wissenschaftlichen Leistungen wurden durch mehrere Ehrenpromotionen anerkannt. Wir waren nur wenige Hörer in seinen Vorlesungen. Für mich waren sie die erste Einführung in eine Disziplin, die ich später selbst vertreten sollte. Schomerus war ein frommer charaktvoller Mann, der treu zu seiner Sache stand, auch als die Mission im Nationalsozialismus als Fremdkörper angesehen wurde. Der Fortgang von Schomerus hinterließ in Kiel eine Lücke, die erst später mühsam geschlossen wurde. Mandels Lehrbefugnis wurde zwar 1926 auf allgemeine Religionsgeschichte ausgeweitet, er hat m.W. aber niemals eine nichtchristliche Religion im Detail behandelt. Caspari erhielt 1926 ebenfalls eine Ausweitung seines Lehrangebotes auf die „Morgenländische Religionsgeschichte“. Dadurch wurde es möglich, daß er mich über dieses Fach in meinem Rigorosum in der Philosophischen Fakultät 1929 prüfte. Caspari wandte sich in einem Aufsatz gegen die Bezeichnung Religionsgeschichte und schlug statt dessen Religionengeschichte vor. Mit diesem Vorschlag hatte er Recht. Religionsgeschichte wäre Geschichte der Religion. „Die Religion“ ist aber nur eine Abstraktion und daher ein Thema der Religionsphilosophie. In der Religionsgeschichte wird aber je eine in der Geschichte existierende Religion behandelt. Darum ist Casparis Vorschlag, von Religionengeschichte zu sprechen, durchaus erwägenswert, hat sich aber nicht durchgesetzt.

Ungünstiger stand es mit der Missionswissenschaft, als uns Schomerus verlassen hatte. Da ergriffen einige Studenten die Initiative und gründeten einen Missionsstudienkreis, um einige missionswissenschaftliche Veranstaltungen durchzuführen. Dabei wurden wir von Kögel, Caspari und Rendtorff unterstützt. Die Universitätsgesellschaft bewilligte uns jährlich DM 200.-, womit wir die Reisegelder der Vortragenden bezahlen konnten. Miteinlader war der Evangelische Volksbund (Titel vielleicht etwas anders), dessen Vorsitzender in Kiel Kögel war, der sich auch an den Unkosten beteiligte. Die Vorträge fanden am Wochenende statt, so daß unsere Gäste, sofern sie Theologen waren, am Sonntag in einer Kieler Kirche predigen konnten. Ich erinnere mich an Besuche von dem Afrikanisten Meinhof (Hamburg), dem Orientalisten Strothmann (Hamburg), dem Tibetforscher Francke (Berlin) oder des Missionsinspektors Trittevitze aus Bethel. Wir hatten einen interessierten Mitarbeiterkreis, zu dem u.a. M. Pörksen, später Missionsdirektor in Breklum und Hamburg, H. Meyer, der damals bei Kögel seine Lizenziatenarbeit schrieb, Jahrzehnte in Indien Missionar, später Missionsdirektor und Honorarprofessor in Hamburg wurde und als Bischof von Lübeck starb. Zu uns gehörte auch J. Schmidt, der als Oberlandeskirchenrat später jahrelang einen Lehrauftrag für Missionswissenschaft innehatte. Ein weiterer Schritt war, daß D. theol. M. Schlunk aus Hamburg während eines Semesters monatlich einmal zu missionswissenschaftlichen Veranstaltungen nach Kiel kam. Daraufhin erteilte ihm die Fakultät einen Lehrauftrag für Missionswissenschaft. Er war zunächst Missionsinspektor bzw. -direktor der Norddeutschen (Bremer) Mission gewesen und dann Hanseatischer Missionsdirektor der Landeskirchen Hamburg, Lübeck und Bremen geworden. Bereits 1914 hatte er einen Lehrauftrag für Missionswissenschaft am damaligen Kolonialinstitut in Hamburg erhalten. Als dieses 1919 in die neugegründete Universität übernommen wurde, blieb dieser Lehrauftrag erhalten. Es ergab sich somit das Kuriosum, daß an einer Universität, die bis 1952/54 keine Theologische Fakultät besaß, Missionswissenschaft gelehrt wurde. Leider währte Schlunks Tätigkeit in Kiel nicht lange, da er 1928 den neuerrichteten Lehrstuhl für Missionswissenschaft in Tübingen übernahm.

Dr. W. Freytag, der 1929 Schlunks Nachfolger in dessen Hamburger Ämtern wurde, erhielt 1930 einen Lehrauftrag in Kiel, den er bis in die Kriegszeit wahrnahm. Dann entzog ihm die nationalsozialistische Regierung beide Lehraufträge. In Hamburg gelang es Freytag sogar, seine Vorlesungen in der Philosophischen Fakultät weiter zu halten. Sie firmierten hinfort unter dem Firmenschild der Völkerkunde und wurden sogar in das Verzeichnis der Vorlesungen des kurz vor dem Zweiten Weltkrieg wiedererrichteten Kolonialinstituts aufgenommen. Diese formale Zuordnung zur Völkerkunde änderte den Inhalt der Vorlesungen Freytags nicht und ist von den Parteioberebenen wahrscheinlich gar nicht bemerkt worden. Freytag nahm nach dem Kriege, in Hamburg zum Professor ernannt, beide Lehraufträge wieder auf und wurde 1954 der erste Professor für Missionswissenschaft und ökumenische Beziehungen in der neugegründeten Fakultät. Um 1930 ahnten wir noch nicht, daß Freytag zu einem weit über

Deutschland hinaus bekannten Wissenschaftler werden würde. Später wurde ich von dem Kieler Dekan Hertzberg gefragt, ob ich den Lehrauftrag übernehmen könne. Dies war mir leider wegen anderer Verpflichtungen aber nicht möglich.

Schließlich mag noch etwas über die hebräischen Sprachkurse gesagt werden. In meinen ersten Kieler Jahren wurden sie von Schomerus gegeben. Normalerweise liegen sie in den Händen eines Dozenten oder Assistenten aus dem alttestamentlichen Bereich. Diese Möglichkeit bestand aber nicht, da Jirku als Nachfolger Casparis nach Breslau berufen worden war. Man behalf sich daher mit Pastoren. So übernahm im Sommersemester 1927 Wilhelm Halfmann, Pastor in Schönberg, der spätere Bischof von Holstein, diese Aufgabe. Vom Wintersemester 1927/28 an wurde mir diese Arbeit übertragen, die ich fünf Semester lang durchführte. Früher habe ich bereits darauf hingewiesen, daß ich es als großen Vertrauensbeweis Casparis ansah, mich mit dieser Aufgabe zu betrauen. Im Vorlesungsverzeichnis erschien die Anzeige dann unter der Bezeichnung „Caspari durch Dammann“. Diese Kooperation vollzog sich so, daß Caspari mit mir in der 1. Stunde den Vorlesungsraum betrat, mich vorstellte und mir den Unterricht übergab. Darauf verschwand er und ließ sich das ganze Semester über nicht mehr sehen. Ich hatte mit 23 Jahren gerade mein Erstes Theologisches Examen bestanden, hatte aber noch nicht promoviert. Daher empfand ich als peinlich, daß Bruhn mich als „Herr Kollege“ anredete. Die Arbeit mit durchschnittlich 10 Studenten machte mir Freude, mir lag daran, den Kommilitonen, von denen einige älter als ich waren, auf gleicher Glaubensgrundlage zu begegnen. Einmal sind wir gemeinsam nach Breklum gefahren, wo mein früherer Konfirmander Missionsdirektor geworden war. Mit einigen, vor allem mit Johann Schmidt, zuletzt Klosterprediger in Preetz, hat mich eine lebenslange Freundschaft verbunden. Caspari hätte es gerne gesehen, wenn ich die Kurse weitergeführt hätte. Aber das war von meiner neuen Stellung als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Seminar für afrikanische und Südseesprachen in Hamburg nicht möglich. Mein Nachfolger wurde dann Pastor Dr. Paul Klappstein, der als Pastor in Uetersen bei Geheimrat Jacob in Orientalistik promoviert hatte, und später Pastor an der Jakobikirche in Kiel wurde. Er hat seine Lehrtätigkeit jahrelang ausgeübt.

Eines Mannes möchte ich noch gedenken, obwohl er nicht zur Theologischen Fakultät gehörte. Es ist Professor D. Otto Scheel. Er hatte sich 1900 für Systematische Theologie habilitiert und war 1906 nach Tübingen als Kirchenhistoriker berufen worden. Im Jahre 1924 wurde er nach Kiel als Ordinarius für schleswig-holsteinische Landesgeschichte, Reformationsgeschichte und nordische Geschichte in die Philosophische Fakultät berufen. Er war ein vielseitiger Mann, stammte aus Nordschleswig, machte sich einen Namen als Lutherforscher und gehörte nach dem Ersten Weltkrieg zu den Initiatoren bei der Gründung des Hochschulverbandes. Die Professur in Kiel war für ihn geschaffen worden, als man nach dem Verlust von Nordschleswig 1920 sich mehr auf die Geschichte unseres Landes, vor allem in seiner Funktion als Brücke zum Norden besann.

Scheel entfaltete eine ausgedehnte wissenschaftliche und publizistische Tätigkeit. Er war m.W. der letzte freigewählte Rektor, konnte aber sein Rektorat nicht zu Ende führen. Ob er in Kiel auch über Reformationsgeschichte gelesen hat, ist mir nicht bekannt. Ich habe bei ihm an einer Vorlesung und einer Übung teilgenommen.

Nach dem Bericht über die Theologen, welche in den zwanziger Jahren in Kiel wirkten, noch einige Bemerkungen über die Fakultät als solche. Alle meine theologischen Lehrer waren noch im 19. Jahrhundert geboren und hatten die sicheren wirtschaftlichen Zeiten vor 1914 erlebt. Sie waren in der Monarchie aufgewachsen und fühlten sich in großer Anzahl auch dieser Staatsform verbunden. Weithin herrschte an der Universität ein nationaler Geist. Dieser vertrug sich z.T. auch mit liberalen Vorstellungen. Mancher mochte in Kiel daran denken, daß der Umsturz 1918 hier in der Marine begonnen hatte, obwohl deren Angehörige nicht übermäßig unter dem Krieg gelitten hatten. Die ersten Jahre nach 1918 wurden in der Studentenschaft von ehemaligen Soldaten gestellt. Unter den Frontkämpfern bestand weithin eine nationale Gesinnung. Und wir jungen Studenten kamen durchweg von Schulen, wo ebenfalls vaterländische Gesinnung gepflegt wurde und was später in Studentenverbindungen fortgesetzt wurde. Für mich war es fast selbstverständlich, daß ein Hochschullehrer politisch rechts stand. Erst allmählich lernte ich, daß es auch in der demokratischen Mitte oder, wie der Jurist Radbruch zeigte, sogar in der Sozialdemokratie wissenschaftlich hervorragende und menschlich sympathische fürsorgliche Professoren und Dozenten gab. Der 18. Januar als Reichsgründungstag spielte im Akademischen Leben eine wichtige Rolle. Ein akademischer Festakt mit Einzug des Lehrkörpers im Ornat und der Chargierten in vollem Wuchs bot ein beachtliches Bild. Und manche akademische Festrede zeigte, daß unter den Talaren nicht, wie die 1968er einmal sagten, der Muff von 1000 Jahren verborgen war.

Man kann also sagen, daß unsere Fakultät eine Erscheinung zwischen den Zeiten war. Das galt auch in theologischer Beziehung. Weder Barth noch Holl hatten einen ihrer Schüler im Lehrkörper. Ein frischer Wind zog mit Rendtorff ein, aber seine Wirksamkeit in Kiel war zu kurz, als daß sie sich personell auswirken konnte. Noch zu seiner Zeit wurden Männer wie Windisch oder Aner berufen, die in ihrem Denken einer zu Ende gehenden Periode angehörten. Eine neue Zeit kündigte sich auch dadurch an, daß bisweilen auch eine Studentin Hebräisch lernte oder in einer theologischen Vorlesung saß. Im Jahre 1924 promovierte die erste Frau zur Licenziatin. Wir erlebten, wie sie in der damals obligatorischen öffentlichen Disputation ihre vorher aufgestellten Thesen verteidigte. Es war Anna Paulsen aus Hörup in Nordschleswig, die später in leitender Stellung am Burckhardhaus und bei der EKD tätig war. Sie ist literarisch durch Publikationen und durch Kierkegaard-Übersetzungen bekannt geworden und erhielt 1933 den D. theol. h.c. von Kiel.

Die Kieler Fakultät war nie homogen zusammengesetzt wie etwa Rostock, Erlangen oder zeitweilig Greifswald. Lange Zeit überwogen Liberale wie Baumgarten oder v. Schubert, später verschob sich das Gewicht auf die Konservativen

wie Schaefer, Sellin oder Kögel. Eine Verschiedenheit der Richtungen braucht keine negativen Folgen zu zeitigen. Leider lief die Entwicklung in Kiel von der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre anders. Die Fakultät war heillos zerstritten. Das zeigte sich auch darin, daß sie seit dem Fortgang Sellins nach Berlin 1921 bis zum Ende des Nationalsozialismus keinen Rektor mehr gestellt hat. Gemäß dem üblichen Turnus wäre ein Theologe für dieses Amt alle 4 Jahre in Frage gekommen. Leider war Kögel durch seine körperliche Behinderung nicht in der Lage, das Amt zu übernehmen. Wir Studenten empfanden es als blamabel, daß die Theologen anscheinend niemand als rektorabel anzubieten hatten. Bei allseitig gutem Willen hätte sich sicherlich eine Lösung finden lassen.

Die internen Schwierigkeiten ließen es auch nicht zu gemeinsamen Verlautbarungen oder Handlungen kommen. Initiativen gingen nur von einzelnen aus. Das galt besonders für die kurze Zeit von Rendtorffs Zugehörigkeit zur Fakultät.

Das Verhältnis zwischen Fakultät und Landeskirche war nicht immer spannungsfrei. Das hinderte allerdings die Fakultät nicht, die jeweiligen Leiter oder höhere Geistliche zu Ehrendoktoren zu promovieren. Lange Zeit hatte die Kirche auch den Vorteil, daß der Präsident des Konsistoriums im Nebenamt Kurator der Universität war. An der Übertragung dieser beiden Ämter auf eine Person sieht man die Sparsamkeit der alten preußischen Verwaltung. Seit 1904 hat Otto Müller dieses Doppelamt inne wie schon seine beiden Vorgänger. Müller hatte schon in jungen Jahren in der kirchlichen Verwaltung gearbeitet. Er erzählte mir einmal, daß er damals eine Kirchenvisitation des Oberhofpredigers Kögel in dessen Eigenschaft als Generalsuperintendent mitgemacht habe. Eine solche war in der altpreußischen Union ein spektakuläres Ereignis. Müller wurde dann Leiter der Charite in Berlin und kam von da nach Kiel. Erst 1923 wurden die beiden Ämter von einander getrennt. Für die Kirche konnte sich die Personalunion günstig auswirken. Bei Müller kam noch als günstig hinzu, daß er der Schwager von Schmidt-Ott, einem hohen Beamten im Preußischen Kultusministerium war, der schließlich noch der letzte königliche Chef dieses Ministeriums für die geistlichen, unterrichtlichen und Medizinalangelegenheiten wurde. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß durch diese Verbindung 1918 die Berufung Mandels anstatt Rudolf Ottos nach Kiel zustande kam. Man meinte, mit Mandel einen positiven Vertreter der Greifswalder Schule zu berufen, was sich aber durch Mandels Sinneswandel als illusorisch erwies. Heute gibt es, was in der Monarchie nicht nötig war, vertragliche Abmachungen zwischen der Regierung und der ehemaligen Landeskirche Schleswig-Holsteins, die aber nicht für Hamburg gelten.

In Kiel gab es keine Universitätskirche. Baumgarten hielt als Universitätsprediger seine Gottesdienste in der Aula der Universität. Liturgisch waren sie spärlich ausgestattet. Am Ende seiner amtlichen Tätigkeit waren sie wohl nicht mehr so besucht, wie in früheren Jahren. Nach dem Ersten Weltkriege ergab sich, daß die Marinegarnisonkirche, die Pauluskirche, angesichts der Verkleinerung der Marine nicht mehr sonntäglich gebraucht würde. Sie wurde daher von der Heilig Geist-Gemeinde, die ihr zuhause in der alten Klosterkirche in unmittelbarer

Nähe von St. Nikolai hatte, vom Staat gekauft. Für diese Gemeinde war dies ein Glücksfall, da die Kirche fast im Zentrum dieser Gemeinde liegt. Die Marinegottesdienste fanden nach wie vor in der Garnisonskirche in Kiel-Wik statt. Lediglich jeden 2. Sonntag im Monat hielt ein Marine(ober)pfarrer in der Pauluskirche einen Gottesdienst für Angehörige der Marine. So wurde die alte Heilig-Geist-Kirche der Universität zur Verfügung gestellt. Wenn Rendtorff predigte, fand sich dort eine große Gemeinde ein. Auch die Gottesdienste des Homiletischen Seminars fanden in dieser Kirche statt. Leider wurde sie im Zweiten Weltkrieg völlig zerstört. Aber erfreulicherweise wurde auf dem neuen Universitätsgelände eine Kirche gebaut.

Die vorstehenden Zeilen habe ich geschrieben, um einiges von dem festzuhalten, was ich vor z.T. mehr als 70 Jahren erlebt habe. Viele Namen wurden erwähnt, von denen jeder seine Bedeutung hat. Ich denke an viele in Dankbarkeit zurück für das, was sie mir an Wissen vermittelt und an Förderung und Freundlichkeit erwiesen haben.